

Grenzen schaffen Frieden

Gegen die Ungebundenheit in der Politik/Von Ulrich von Alemann

„Grenze: das Ende einer Sache,

jenseits dessen sie aufhört.“

(Meyers Konversationslexikon, 1894)

Meine erste Grenzerfahrung ist zugleich der erste datierbare Tag meiner Kindheitserinnerung. An meinem fünften Geburtstag, am 17.8.1949, passierten wir mit vier Geschwistern allein im Interzonenzug die innerdeutsche Grenze zwischen Thüringen und Hessen. Wir nannten sie noch sehr lange Zonengrenze, wir wußten nichts von der Gründung der Bundesrepublik und der DDR in diesem Jahr – wahrscheinlich war das meinen Eltern auch egal. Wir wollten in den Westen. Meine Eltern gingen „schwarz“ – wie es damals hieß – über die Grenze.

Herausgekommen aus dem Dorf, in dem ich aufgewachsen war, erlebte ich sensationell Neues, alles an diesem einen Tag: Dampflok, Straßenbahn, Autofahrt, Grenzbeamte, Rotkreuzschwestern, schließlich die erste Nacht provisorisch untergebracht in einer Badewanne auf der Hühnerfarm einer Tante kurz hinter der Grenze im Westen.

Die ungeheuren Bilder vom Neuen jenseits der Grenze prägten sich unvergeßlich ein. Aber noch viel wirkmächtiger beschäftigte meine Phantasie lange Jahre der Grenzübertritt meiner Eltern. Wie ging das? Schwarz! Es mußte stockdunkel sein im Wald, wo schwarzgekleidete Gestalten lautlos über Zäune kletterten und Sperren, Barrikaden und Hindernisse überwandten. Manche wurden gefaßt und für Tage in ein dunkles Loch gesperrt.

Grenze blieb etwas Bedrohliches. Nur einmal, in den sechziger Jahren, konnte ich mich aufraffen, Verwandte in der DDR zu besuchen. In West-Berlin fühlte ich mich unwohl. Mein jüngster Sohn war als Kind immer seltsam erleichtert, wenn wir nach dem Urlaub in Frankreich die deutsche Grenze wieder überquert hatten. Warum diese Grenzscheu? Er hatte doch kein Grenztrauma erlebt, war in den Ferien am Atlantik glücklich gewesen.

Und doch, ich will hier entgegen den eigenen Erinnerungen die These begründen, daß Grenzen nicht nur Abgrenzungen, Schranken, bedrohliche oder lästige Hindernisse sind. Eingrenzungen können auch einfrieden. Umfriedungen schaffen vertraute Sicherheit. Ein derart friedfertiger Grenzbegriff ist, dies nicht beiläufig, weit entfernt von dem Grenzbild des schrecklichen Juristen Carl Schmitt: Für ihn konstituierte das Freund-Feind-Denken die Politik. Derartige Grenzkonflikte bildeten in der Geschichte tatsächlich die häufigsten Kriegsansätze und reichen auch in die Gegenwart, wie der Balkan demonstriert. Grenzen scheiden Freund und Feind. Aber – muß das so sein? Kluge Freunde hegen und pflegen Grenzen, um sich nicht aufzugeben.

Benoît Mandelbrots Fraktale weisen uns auf einen wichtigen Punkt hin. Endliche Gebilde können unendlich lange Grenzen besitzen oder: Endliche Grenzen können je nach Betrachtung unendlich lang sein. Wenn wir die felsige Küstenlinie der Bretagne auf der Landkarte messen, ist sie viel kürzer, als wenn wir sie mit einer Lupe auf dem Strand von Sandkorn zu Sandkorn zu verfolgen versuchen. Sie tendiert gegen unendlich. Daraus folgt: Grenzen sind relativ, es kommt auf das Messwerkzeug an.

Auch „natürliche Grenzen“ sind keine Selbstverständlichkeit. Wo verläuft die Küstengrenze? Am Strand oder an der drei-, zwölf- oder zwanzig-Meilen-Zone oder vielleicht am Festlandssockel? Völkerrechtler legen fest, daß die Grenze im Boden unterirdisch als gedachte Schnittfläche bis zum Erdmittelpunkt verläuft. Mitten durch die Magma-Suppe, bis in den harten heißen Metallkern. Aber in der Luft? Wo ist der Staat im Himmel zu Ende? Spionageflugzeuge darf man abschießen, Spionagesatelliten nicht. Und ist Europa wirklich an der natürlichen Grenze des Ural zu Ende, und dahinter beginnt Asien? Pure Willkür. Welche Probleme wird uns diese imaginäre Grenze in Zukunft noch bereiten? Berge und Flüsse, Gebirge und Wasserscheiden, Seen und Meere sind heute, in der mobilen Zeit, keine naturgegebenen Grenzen mehr.

Grenzen sind Ordnungsmuster. Die Systemtheorie postuliert, „daß die operative Schließung eines Systems Voraussetzung ist für seine Offenheit in bezug auf die Umwelt (...). Nur geschlossene Systeme, die sich selbst von ihrer Umwelt unterscheiden können, können sich mit ihren eigenen Operationen auf das einstellen, was sie als Information der Umwelt (und nicht sich selbst) zurechnen“, so schrieb es Niklas Luhmann. Für die Politik folgerte er: „Die Eigenart des politischen Systems der modernen Gesellschaft findet man in den Formen, mit denen es Geschlossenheit und Offenheit bei steigender Komplexität des Systems und seiner Umwelt immer noch kombinieren kann“. Und die Geschichte kann eben nicht, „wie es zuweilen geschieht, als Prozeß stetiger Entgrenzung verstanden werden“, sagt der Historiker Jürgen Osterhammel: „Eine grenzenlose Zivilisation ist ein Widerspruch in sich“. Das Internet hat uns in einen neuen Raum katapultiert; das Muster dieser Grenzerweiterung ist uns gleichwohl bekannt. Schon die Erfindung des Telefons hat uns virtuell mit der ganzen Welt verknüpft, und die Kurzwellenamateure mit ihrer harmlosen weltweiten Plauderei waren manchen „chatrooms“ nicht unähnlich.

Der Prozeß der Zivilisation hebt an der einen Stelle Grenzen auf und schafft sie an anderer Stelle neu.

Grenzen strukturieren unser Denken und Handeln: Wir sind endlich. Auch in den Wissenschaften arbeiten wir endlich und arbeitsteilig. Die modische Grenzenlosigkeit der Interdisziplinarität kann in die Unverbindlichkeit führen. Jede Definition bedeutet Eingrenzung und Ausgrenzung, wie es schon bei Spinoza hieß: „omnis determinatio est negatio“. Wissenschaftliche Ganzheitlichkeit – mir graust vor ihr. Alles hängt mit allem zusammen im Großen Plan von Umberto Eco und im New Age: Grenzwissenschaften haben Konjunktur.

Immer wieder müssen Fachgrenzen überschritten werden. Aber die beschworene Ganzheit und Interdependenz von allem mit jedem wird nie verwirklicht werden können. Sie scheitert bereits an unserem Kommunikationsvermögen: Wir können nur begrenzt Zeile für Zeile, Seite für Seite

aufnehmen, aber nicht ganzheitlich einen Artikel, ein Buch, einen Vortrag oder einen Sachzusammenhang erfassen. Wir können eine köstliche Speise gleichzeitig schmecken, riechen und auf der Zunge spüren oder einen Sonnenuntergang am Meer mit allen unseren Sinnen erfassen - aber wir können diesen Genuß nicht simultan beschreiben. Nur immer schön in hintereinander gesetzten Worten und Sätzen. Das kann lange dauern, wie das erinnerte Geschmackserlebnis von Marcel Proust „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“. Selbst wenn wir „ganzheitlich verstehen“ oder eine Gestalt wahrnehmungspsychologisch erfassen können, können wir dennoch nicht genauso ganzheitlich forschen. Interdisziplinarität? Es ist schon viel geholfen, wenn wenigstens die Kooperation von zwei bis drei Fachrichtungen gelingt – mehr ist Dilettantismus oder Gigantomanie.

Die „Grenze“ ist ein unscheinbarer, aber ubiquitärer Begriff. Wir benutzen ihn gedankenlos in der Alltagssprache, und er beherrscht die wissenschaftlichen Fachsprachen. Wir definieren, bestimmen, grenzen ein, ab, aus, wir arbeiten mit „Termini“ (lat.: Grenzen). Erkenntnistheoretisch sind wir außerstande, völlige Grenzenlosigkeit wirklich zu denken. Eine Gruppe, ein System, ein Staat definieren sich wesentlich durch ihre Grenzen. Über Grenzen wird unausgesetzt gesprochen, erst recht seit 1989 in Europa auf spektakuläre Weise eiserne Grenzen fielen und seit – mit dem Schengener Abkommen – die europäischen Grenzen durchlässiger geworden sind. Die Grenze ist beliebter Bestandteil von Buchtiteln und Untertiteln, meist ohne daß der Begriff besonders reflektiert würde. Grenzen des Elends, des Erziehers, des Fortschritts, des Geschlechts, des Lohnanteils am Sozialprodukt, des Rechts, des Regierens, des Sagbaren, des Schuldgedankens, des Sinns, des Sozialstaates usw., laut einer zufälligen Stichprobe aus dem Stichwortkatalog unserer Universitätsbibliothek unter „Grenze“; und jedesmal könnte es ebensogut „Probleme“ statt „Grenze“ heißen. Aber die Grenze ist eben ein beliebter Imponierbegriff in der Wissenschaft, in Kultur und Politik.

Insbesondere der Grenzpionier, die Grenzsituation, die Grenzwissenschaften und nicht zuletzt der mutige Grenzverletzer, der einsame Wanderer zwischen den Welten – allesamt halten sie sich im vorgeschobenen Grenzland auf. Der Forscher, Entdecker, Erfinder ist immer auch ein unerschrockener Grenzüberschreiter, wie der Eismensch Ötzi zwischen den Gletschern von Österreich und Italien.

Ivan Illich wies darauf hin, wie „intensiv deutsch und protestantisch“ das Wort Grenze ist und wie sich gerade im Deutschen so eindrücklich und verwirrend über den Verlust von Grenzen klagen läßt: „Grenze gehört zu den seltenen slawischen Fremdwörtern. Um 1280 wurde das Wort von den Ordensrittern über das Urkundenlatein der Marken ins Deutsche gebracht: *infra dictos limites sive granicis* oder *in suis grenniciis*, das heißt, in seinen Marken. Richtig deutsch wurde das Wort erst durch Luther, dem es sehr passend kam: Er verwendet es in seiner Bibelübersetzung, wo andere Bibelübersetzer wie Johannes Eck Märkte, Landmarken oder ‘all deine ende’ verwenden. Das Wort setzt sich durch nur dort, wo die Reformation ein Gebiet öffnet. Obwohl es für die gedachte Linie zur Scheidung von Gebieten verwendet wird, bezeichnet es häufig die Gebiete selbst, so bei Luther ‘Galilea aber heyst eyn Grentze, da die Land enden‘.

Auch wenn es bis heute im Deutschen manche Synonyme zur Grenze gibt – Schranke, Sperre, Barriere, Trennwand, Scheidelinie, Markscheide – so ist doch das Englische differenzierter als das Deutsche. Es kennt vier Grenzbegriffe: Erstens die *frontier* als die sich vorschiebende

Erschließungsgrenze, hinter der „Niemandland“ ist; zweitens die limits, von lat. limes, ursprünglich als Barbarengrenze zwischen (eigener) Zivilisation und fremder Wildheit; drittens die border im Sinne der modernen Staatsgrenze, die gleichberechtigte Nationalstaaten scheidet; und viertens die boundary als wiederum sehr weiter Begriff der Systemgrenze.

Im Amerikanischen ist der Pionierbegriff der Grenze besonders präsent geblieben. Frontier ist Teil der amerikanischen Geschichtsmythologie geworden. 300 Jahre hat sie das Verständnis von Raum und Entfaltung geprägt. Bis 1890 bedeutete frontier in einem greifbar-physischen Sinne das noch unbesiedelte Land im Westen; bis dahin ging es um die Einnahme des Kontinents durch Kauf, Vertrag und insbesondere durch Eroberung und Enteignung der Urbevölkerung. In der US-Gesellschaft steht frontier für ein Bündel von Eigenschaften: Individualismus, Expansionismus, Optimismus. In den 100 Jahren seit 1890 sah das Land wahlweise seine frontier in der kontinentalen Verbreitung des Sozialstaats, in der globalen Expansion von Kapitalismus und Demokratie nach westlichem Modell, in der Eroberung des Weltraums oder im Sieg des technischen Fortschritts. Grenzen wurden herausgeschoben, wie durch die Monroe-Doktrin, die den ganzen amerikanischen Doppelkontinent zur eigenen Hemisphäre deklarierte. „Testing the limits“ ist nur ein anderer Begriff für die Bewegung, die die frontier in den USA immer noch erzeugt.

Die „Grenzen des Wachstums“ (Meadows 1972) haben jenem grenzenlosen Optimismus vom Wachstum ohne Grenze ein Ende gesetzt. Durch die Aufhebung der Grenzen in einer globalen Ökonomie sind erst die Grenzen der Welt und der Umwelt sichtbar geworden. Die Folgen sind in dieser Sichtweise exponentielle Steigerungsraten von unwillkommenen Nebenfolgen des wirtschaftlichen Wachstums. Der die Grenzen des Machbaren immer weiter hinausschiebende Ingenieur hat seinen Nimbus heute weitgehend eingebüßt. Grenzverschiebungen in der Gesellschaft und zwischen Gesellschaften gab es schon immer, nichts anderes ist sozialer Wandel, und dennoch: Ist durch die Beschleunigung des Wandels nicht eine neue Situation gegeben?

Die alte DDR war der Prototyp der versteinerten und geschlossenen Gesellschaft. Die Mauer war nur die äußere, international stereotype Ikone für die Enge und Kontrolle des Alltags, von der Zeitungszensur über die Briefkontrolle, von der Telefonkontingentierung und -überwachung über Kopiererverbot und PC-Kontrolle bis zu den vielen tausend IMs. Dann fiel die Mauer – und es kam, nach kurzem Freudentau, nur wenig Begeisterung über die neue, unheimlich „offene Gesellschaft“ des Westens auf.

Der Schock der offenen politischen Kultur brach die Schleusen der Sehnsucht nach nationaler Abschließung: „Ich bin stolz, ein Deutscher zu sein“. Fremdenhaß ist die Kehrseite dieses atavistischen Stolzes. „Die rechten Gewalttäter sind eine Art desperater Rekonquista der alten Raumordnung. Auf die Kernforderung der neuen Zeitordnung: Universalismus und globale Verantwortlichkeit, antworten sie mit der Wiederaufrichtung von Grenzen und Tabus“, schreibt Bernd Guggenberger.

Dennoch und gerade deshalb lautet meine These: Wir brauchen Grenzen.

Es ist kein Wunder, daß sich die Menschen in der ehemaligen DDR noch vor dem Beitritt zur Bundesrepublik neue Grenzen geschaffen haben: innere Grenzen in der Form der fünf neuen Länder. Jede Debatte über eine Neugliederung der Bundesländer im gesamten Deutschland, so verwaltungsrational und wirtschaftlich sinnvoll sie auch sein mag, ist deshalb politisch blind: Die Menschen möchten in gewachsenen Grenzen leben, die Orientierung und Identifikation geben. Die neuen Ländergrenzen können ein Stückchen Geborgenheit liefern, die mit dem Wegfall der Mauer verloren ging. Die unsichtbare Demarkationslinie im „Zonenrandgebiet“ wird allerdings in den Köpfen und Herzen, in der politischen Kultur und nicht zuletzt im realen Lebensstandard noch viel länger weiterbestehen, als manche heute ahnen.

Wo Grenzen aufgehoben werden, ob in Deutschland oder in Osteuropa, in der ehemaligen Sowjetunion oder in der Europäischen Union, müssen neue Grenzen geschaffen werden. Dies mag manchem reaktionär oder paradox erscheinen – sind Grenzen nicht Relikte der Kleinstaaterei? Nicht Behinderungen der Völkerverständigung und Freiheit? Doch es ist ja nicht von Mauern, Schlagbäumen oder Ausweiskontrollen die Rede. Gemeint sind Identifikationsräume, Orientierungsmarken, die Wir-Gefühle erlauben, ohne daß sie zu neuen Freund-Feind-Bildern führen müssen. Und dies kann in der Ex-DDR nur über die neuen Bundesländern gelingen. Man will sich nicht ewig als Ex-DDRler, als Ossi oder Zoni fühlen, sondern als Thüringer oder Brandenburger oder als Bürger des Freistaates Sachsen. Diese neuen Grenzen sollte man durch keine noch so effiziente Länderreform einebnen.

Dies gilt, in anderer Form, auch für die europäische Einigung, die nicht nur die Euphorie der Integration, sondern auch Angebote zur überschaubaren kulturellen Identifikation enthalten muß. Dies ist gleichfalls eine Riesenaufgabe für Rußland und andere Vielvölkerstaaten in Osteuropa, insbesondere auf dem Balkan. Wir werden auch in diesen Staaten Grenzen brauchen: Es kommt darauf an, sie friedlich und föderal als Räume zu entwickeln, die das Bedürfnis nach kultureller Autonomie befriedigen, ohne in die Grenzkonflikte vergangener Jahrhunderte zurückzuführen.

Grenzen müssen sein, als Einfriedung von Identität. Und wir brauchen Grenzen, um sie überschreiten zu können.

Wenn es sein muß: schwarz und illegal. Denn die Grenzen sind zwar das Ende einer Sache, die hier aufhört. Aber dahinter beginnt immer eine unbekannte neue.

Ulrich von Alemann lehrt

Politikwissenschaft an

der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf